

Fortsetzung von der vorherigen Seite

Die Namen meines Vaters

Dass Vater ein Muslim war, haben wir Kinder nicht bemerkt. Die deutsche Grammatik war nicht seine Stärke, sein Sprechen in abenteuerlichen Satzstellungen hielten wir für eine Marotte. Am Telefon meldete er sich stets mit „Bin ich am Apparat“. Er vertraute darauf, dass der Anrufer ihn an seiner Stimme erkennen werde. So holprig und umständlich das war, umging er auf diese Weise auch die Nennung des Namens.

Vaters Geschichten waren aufregend. In den seltenen Momenten, in denen er uns zu den Schätzen seiner kaukasischen Vergangenheit führte, hingen wir an seinen Lippen. Da war die georgische Heerstraße, auf der er eines Abends im tiefen Winter auf dem Weg nach Wladikawkas in einen Hinterhalt geriet und erfroren wäre, hätten ihn nicht Reiter, die zufällig des Wegs kamen, auf ihr Pferd gegurtet und nach Hause gebracht. Oder die Geschichte von dem Braunbär, den seine Eltern für ihre Kinder angeschafft hatten: kein Steiftier, sondern ein echter Bär. Oder die nächtlichen religiösen Geißelungen, die schon während der Zarenzeit verboten waren – die kaum sichtbaren Narben auf seinem Hinterkopf wollten wir, neugierig und in kindlichem Schauer gebannt, immer wieder mit unseren Fingern nachspüren. Dass seine Erzählungen stets in einem Sturzbach von Tränen endeten und ein hektisches Arrangement der Tröstung nach sich zogen, verstanden wir nicht.

Es war die Erinnerung an den Abschied von zu Hause, die ihn ins Stocken geraten ließ. Sie mischte sich irgendwann in sein Erzählen und überschwemmte alles. Die Nacht über hatte seine Mutter gewacht. Als sich ihr Jüngster dann am Morgen auf den Weg machte, hielt sie den Koran über seinen Kopf und goss eine Schale mit klarem Wasser in den Staub der Straße, die Mikail, vom ältesten Bruder begleitet, hinabging. So klar und ohne Hindernisse wie das Wasser sollte sein Lebensweg sein, der ihn fortan in die Fremde führte.

Wie gern hätten wir mehr gehört über seine Geschwister, die Brüder Mustafa, Nowrus und Ismail, seine Schwestern Fatima und Sadiyya, seine Freunde in Wladikawkas. Von seinem Gott hat Vater selten gesprochen, es schien ihm leicht zu fallen, auf seinen Glauben zu verzichten. Er hatte eine deutsche Protestantin geheiratet. Ostwestfalen, die Gegend, in die es die Familie verschlagen hatte, war durch und durch evangelisch. Dass die Kinder im Glauben der Umgebung aufwachsen sollten, schien ihm so selbstverständlich geboten wie seinerzeit das Erlernen der deutschen Sprache. „Komm Herr Jesus, sei Du unser Gast und segne, was Du uns bescheret hast“ – wir Kinder beteten reihum und unabhängig von der Tagesstimmung. Manchmal hat unser Vater übernommen, die kräftigen Hände gefaltet. Zur Kirche ging er selten mit, ich kann mich nicht daran erinnern, dass er je einen Gottesdienst besucht hätte. Vielleicht gerade einmal zur Konfirmation seiner Kinder. An Weihnachten schlossen wir Geschwister Wetten ab, wann er fragen würde: „War gut besucht?“ Jenseits dieser Neugier auf die Besucherstatistik blieben große Fragen aus.

Der islamische Gott hatte in seinem Lebensgefühl eine eher unheimliche Präsenz. Für den

Hausgebrauch ist Allah schwer geeignet. Vielleicht hat mein Vater deshalb wenig Aufhebens um ihn gemacht, vielleicht war er auch froh, die Zeiten mit den nächtlichen Selbstgeißelungen zu Ehren Husseins, an denen er sich in Wladikawkas im jugendlichen Gefühl der Auserwähltheit beteiligt hatte, hinter sich zu wissen. Thema wurde sein Gott eigentlich nur, wenn wir dessen Namen falsch aussprachen. Wenn der Name seines Gottes ihm so zu Ohren kam, als sei von „Halla“, dem berühmten Sprungferd von Hans Günther Winkler die Rede, dann wurde ihm die sternferne Ungebildetheit seiner Kinder doch etwas zu strapaziös. Eher aus väterlichem Erbarmen als aus väterlicher Zucht setzte er daraufhin an zu einer Lektion in Sachen Glottisverschluss. Das tat er mit Inbrunst, wir mussten wiederholen: „Al-lah“, der Mund bleibt offen wie bei einem staunenden Kind. Oder der arabische Kehllaut, das „ch“, auf das wir vom Westfälischen her gut vorbereitet waren. Verblüffend, wie weit sich ein „ch“ nach hinten in den Rachen schieben lässt. Vom Okzident in den Orient? Nichts leichter als das, rein sprachlich gelingt das mühelos. Das Sprechen hat Spaß gemacht, damit waren wir ihm nah, und er spürte das.

Diejenigen, die aus der Fremde kommen, leben gern im Versteck, und nach seinen Erfahrungen hatte Mikail gute Gründe dafür. Aber es gab Ausnahmen, am Sonntagmorgen zum Beispiel, wenn Vater die Eröffnungssure, die Fatiya sang. Dann hörte man ihn, der über lange Jahre geduldig und respektvoll den Sonntagskonzerten der Krankenhaus-Diakonissen gelauscht hatte und der den einen oder anderen Kirchenklassiker wie „O Haupt voll Blut und Wunden“ sogar mitgrummeln konnte. „Bismillahir Rahmanir Rahim“ intonieren. Er sang die Fatiya mit einer Hingabe und in virtuosen Kantilenen, als hätte er einen Missionsauftrag einzulösen, als sollte das westfälische Städtchen, das ihm so lieb geworden und doch so fremd geblieben war, zum Gebet gerufen werden. Das Bad, in das er sich zum Rasieren zurückzog, wurde sein Minarett, und wir Kinder standen vor der Tür, Zeugen des Lobgesangs, der durch die Tür wie aus einem fernen Winkel der Welt an unsere Ohren drang. Ja, sein Gott musste schön sein, das „Bismillah“ haben wir gelernt – wir hatten schnell gemerkt, dass bei Vater punkten konnte, wer die Fatiya auswendig kannte.

Seinen großen Auftritt in Sachen Kaukasus hatte er, wenn beim Kauf eines Perserteppichs Rat gefragt war. Aus Hamburg, in dessen Speicherstadt alle Perserteppiche der Welt gelagert schienen, fuhr ein großer Lastwagen vor, und ein Teppich nach dem anderen wurde im Damenzimmer ausgerollt, dessen Möbel für diesen Tag komplett ausgeräumt worden wa-



Das Wohnhaus der Familie Allahwerdi in Tiflis, darunter Mikail als Arzt und mit seiner Frau Annemarie, ganz unten beide mit ihren Kindern Utz Mustafa und Ursula Fatima

Rand des Stapels in den Spuren seiner Heimat verschwinden.

Er schien bei der Begutachtung irgendwie entrückt, ein Paket aus der Heimat lag vor ihm. Kaum verständlich murmelte er gelegentlich etwas zu dem aus Hamburg angereisten Geschäftsmann, einem Iraner, dem Vaters Kommentare sichtbar willkommener waren, als selbst von Teppich zu Teppich Auskunft zu geben.

Irgendwann kommt der Tag, an dem Allah nimmt, was er gegeben hat. Vater starb am Tag meines ersten akademischen Exams, es war ein Freitag im Oktober. Nur seine Annemarie war bei ihm, als der Infarkt, ein Wunschtod der Ärzte, eintrat. Am frühen Morgen holte mich der Anruf meiner Mutter aus dem Schlaf. Die für den Vormittag angesetzte Klausur („Das moralische Urteil beim Kind“, ein Vergleich zwischen Piaget und Kohlberg) habe ich geschrieben, an die Möglichkeit sie zu verschieben, nicht einmal gedacht. Hätte ich ihn gefragt, mein Vater hätte mir auch geraten, es so zu halten, es wäre in seinem Sinne gewesen – allen Kindern hatte er das Studium ermöglicht, unserer Bildung galt sein Stolz.

Vaters Tod brachte paradoxerweise die letzte Wende in seinem Leben, beinahe eine dritte Revolution. Die evangelische Obrigkeit weigerte sich, den Doktor, der ein Muslim war, zu Grabe zu tragen. Unsere Mutter war schockiert und ratlos. Von dieser Katastrophe erfuhr ich erst später, nur ihren ältesten Sohn, Utz Mustafa, hatte sie eingeweiht. Am Ende von Vaters Leben schien es zu einer Kontroverse unter den Allmächtigen gekommen zu sein.

Ein junger Vikar der evangelischen Gemeinde befreite unsere Mutter von der bedrückenden Last, die ihre Trauer zu verstellen drohte. Mutig geworden durch den Geist der Obrigkeitskritik, der Ende der sechziger Jahre durch die junge Republik wehte, nahm sich der Vikar des Falles an und fand eine Lösung, die dem weisen Salomon gefallen hätte: Ohne Talar sprach er die Rede auf unseren Vater. Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter tauchte die Würdigung seines ärztlichen Wirkens auf, und was den Muslim betrifft, als der der Verstorbene – für manche aus dem Ort zum ersten Mal – plötzlich bekannt wurde, so sprach das schöne Wort von Gottvaters Haus, in dem es viele Wohnungen gebe, den Trost, der die vielen Tränen linderte. Ein Muslim, ein geliebter und verehrter, „der ein Stückchen Jesus als dem Grenzgänger der Liebe und des Friedens zwischen den Rassen und den Religionen zu den Menschen gebracht hat, ist von uns gegangen“. Wer den Vater hat, hat den Sohn, und wer den Sohn hat, hat den Vater, heißt es im Evangelium des Johannes. Als sollte Allah an einen vergessenen Sohn erinnert werden, löste sich für den kurzen Moment der Ansprache am Sarg des Verstorbenen der Himmelsdümel, der ewige Schlamassel um den Schöpfer aller Dinge, in Trauer auf.

Annemarie hatte einen Teppich aus Rosen flechten lassen. Die Damaszener, von deren Duft unser Vater schwärmen konnte – nirgendwo in Ostwestfalen hätte sie welche bekommen. So wurden es tiefdunkelrote Rosen einer großen Liebe, ein letzter Gruß an ihren Fiebertraum aus Tausendundeiner Nacht, an ihren Mikail, mit dem sie nach Ankara gezogen wäre, den sie zur Schädelmessung begleitet hatte, über dessen Clownereien sie sich ausschütten konnte vor Lachen, dessen muslimische Eifersucht sie unerträglich fand und an dessen Seite sie dankbar über das Geschenk staunen konnte, mit den Kindern in einer Zeit ohne Krieg angekommen zu sein.

Dreißig Jahre nach seinem Tod entdeckte ich in Tiflis, anlässlich eines Vortrags am Goethe-Institut, das Haus der Familie meines Vaters im armenischen Viertel am Hügel liegend, unweit von den Schwefelbädern, in der schönsten Gegend der Stadt. Er hatte die Stadt seiner Jugend nie wiedergesehen. Der Name der Straße war – wie ich mit Hilfe meines Freundes Lascha in der kartographischen Abteilung der Nationalbibliothek herausgefunden hatte – achtmal geändert worden.

Nach meiner Rückkehr suchte ich meine Mutter auf, um ihr von meiner Entdeckung zu berichten. Als ich ihr die Fotos zeigte – die alte Karawanserei an der Kura, Vaters Elternhaus in der Schurparschiskaja, die ewig verschnitten georgische Heerstraße, die ich bis hoch an die russische Grenze gefahren war, der mächtige Kasbek –, huschte ein verliebt lächelnd über ihr alt gewordenes Gesicht. „Hast du die Kiste mit dem Gold gefunden?“, unterbrach sie mich ungeduldig – aus der Zeit der Treueschwüre musste zwischen den beiden noch etwas offen geblieben sein. Und als hätte sie mein verdutztes „Nein“ überhört und als gelte es die Exklusivrechte auf ihren Liebsten gegen einen bevorstehenden Ansturm orientalischer Großverwandtschaft abzusichern, verblüffte sie mich mit der Frage: „Du hast doch hoffentlich keine Verwandten getroffen?“

Zweimal nein: kein Gold und auch keine Verwandten. Dass ich seine Geschichte gefunden hatte, schien sie nicht sonderlich zu interessieren. Warum auch? Sie kannte sie. Sie war ihr Märchen geworden, und Märchen kommen ohne Fotos aus.

Jochen Schmidt Dudenbrooks

Illustriert von Line Hoven

G

GEORG

Galgen, Gammastrahlen,
Garaus, Gast, Gebäck,
Gebrechen, Geflügel

Als Georg vom Einkaufen nach Hause kam, hing sein Gast am Galgen. Was mache ich denn jetzt mit dem ganzen Gebäck, fragte sich Georg und gab es dem Geflügel. Welches Gebrechen ihm wohl den Garaus machen würde, oder bliebe es bei den Gammastrahlen?



Jede Geschichte enthält sieben Wörter desselben Anfangsbuchstabens, wie sie jeweils im Abstand von vierzig Wörtern im Duden stehen.